

Sieheener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Sieheener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Farrow.

(Fortsetzung.)

4. Kapitel.

Als sie jetzt auf der Straße den wohlbekannten, schweren Schritt des Vaters hörte, der gewichtig durch die nächtliche Stille klang, erhob sie sich schnell und trug ihre Arbeit in die Küche.

Gleich darauf schlüpfte sie in ihr Schlafzimmer, wo sie der Ersparnis wegen kein Licht brannte, löste ihr reiches Haar und ging zu Bett.

Sie konnte nicht gleich einschlafen und hörte, wie der Vater, der stets rücksichtslos war, unruhig hin und her ging. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er seine Tochter stören könnte. Und da er die Gewohnheit hatte, Selbstgespräche zu halten, hörte sie mehr als einmal den Namen Weder aussprechen.

Das gab ihr ein unbehagliches Gefühl, und sie seufzte leise und schwer.

Es war ihr peinlich, daß der Vater persönlich bekannt mit ihrem Chef war, wenn auch nur oberflächlich. Wußte sie doch, daß der schrullige Alte alle Menschen nur in eine Beziehung zu sich und seinen Erfindungen brachte und sie danach beurteilte. Wer ihm nützlich sein konnte oder sich auch nur für seine Ideen interessierte, der galt etwas bei ihm. Die übrige Menschheit war Spreu — Raff — ein Nichts.

Endlich siegte Ruths Jugend und Gesundheit, und sie schlummerte ein, um erst nach sieben Stunden erfrischt aufzuwachen.

Als sie am Morgen, nachdem sie die ganze Wohnung aufgeräumt und dem Vater sein Frühstück warm gestellt hatte, in ihrem Bureau erschien, trug sie ihr Geschäftsgesicht, das ernst und ruhig war.

Zu ihrem Erstaunen fand sie im Bureau schon Herrn Weder vor.

Seine große, hagere Gestalt stand vor dem Aktenschrank, mit dem Rücken zur Tür. — Als sie eintrat und guten Morgen sagte, wandte er sich halb um, machte eine kleine Verbeugung und erwiderte den Gruß.

Sein von grauem Haar umrahmtes, kühles, scharfgeschnittenes Gesicht sah freundlicher aus als sonst in den Geschäftsräumen, wo er von naseweisen, jungen Angestellten der „Mann mit der eisernen Maske“ genannt wurde.

Ruth mochte ihn ganz gut leiden, wenn sie seinen Blick nicht sah; wenn sie aber seinen Augen begegnete, fühlte sie sich unangenehm berührt. Sie fand, er habe einen begehrlischen Ausdruck darin.

„Fräulein Stockton, Sie kommen eine Viertelstunde früher als nötig,“ sagte Weder, indem er seinen noch dunk-

len, spitzgeschnittenen Vollbart streichelte. „Ihre Kolleginnen lassen sich das akademische Viertel nicht entgehen.“

„Ich komme ganz gern pünktlich,“ erwiderte sie, indem sie die dunklen Schreibärmel überzog und sich an ihren Platz begab.

Er beobachtete mit heimlichem Wohlgefallen ihre hurtigen, nie hastigen Bewegungen, ging zwecklos einige Male in dem nicht großen Raume hin und her und sagte dann in einem Tone, der Ruth gezwungen vorkommen wollte:

„Dieses Zimmer ist eigentlich zu klein für drei Damen. Ich habe deshalb beschlossen, Ihnen in dem kleinen Kontor neben meinem Arbeitszimmer einen Platz einzurichten. Sie haben ja doch hauptsächlich mit mir persönlich zu tun, die anderen Damen weniger. Da ist es bequemer für uns beide, wenn ich nicht erst immer nach Ihnen klingeln brauche. In der Tat ist das Zimmer schon für Sie bereit. Wollen Sie es sich, bitte, einmal ansehen?“

Erstaunt blickten die grauen Augen zu ihm auf. „Was sieht dich an?“ schienen sie zu sagen. „Du bist ja ganz sonderbar! Redest so haspelig und siehst dabei immer an mir vorbei. Sollte ich da etwa das Unglück gehabt haben, dein Wohlgefallen zu erregen?“

Dem soviel wußte Ruth schon vom Leben, daß sie unterscheiden konnte, wo Gefahr war und wo nicht.

Sie durfte natürlich ihrem Unbehagen keinen Ausdruck geben; und es schoß ihr auch sogleich tröstlich durch den Sinn, daß ja Kurov ebenfalls oft mit dem Chef zu verhandeln hatte, und daß auch sein Zimmer dort in der Nähe lag.

Ein wenig zaudernd folgte sie dem jetzt rasch vorangehenden Weder.

Er schritt durch sein Arbeitszimmer, einen hohen, mit prachtvollen Eichenschnitzereien ausgestatteten Raum, in dem über einem mit Fellen bedeckten Divan das große Selbstbild seiner verstorbenen Frau hing.

Diese sah ungemein stattlich und ungemein streng auf dem Bilde aus. Auf ihren länglichen Gesichtszügen schien geschrieben zu stehen: „Ich bin eine Patrizierstochter — und zwar eine Hamburger Patrizierstochter! Ich bitte dies zu beachten!“

Ruth konnte sich nicht helfen, sie mußte jedesmal leise lächeln, wenn sie dieses Bild sah.

Sie hatte die Verstorbene nicht gekannt, doch war es nicht schwer, sie sich neben Weder vorzustellen. Auch er war geldstolz und trug den Kopf höher als nötig, und auch er legte Wert auf seine Herkunft aus guter, rheinischer Familie.

Daß die Ehe eine kühl konventionelle gewesen, und daß Herr Alwin Weder auch hier und da einen kleinen Seitensprung nicht verschmäht hatte, das flüsterte man sich laut und leise in der Stadt zu. — Ruth hörte aber nicht auf dergleichen hin, schon deshalb nicht, weil sie kein Interesse an der Person ihres Prinzipals nahm.

Desto mehr nahm er jedoch an der ihren — vorläufig noch, ohne daß sie es ahnte.

Während er mit einer Geschäftigkeit, die nur schlecht seine Nervosität verbergte, das kleine Zimmer zeigte, in dem sie nun ganz allein arbeiten sollte, bemerkte er, daß ihre Wangen wieder ein wenig schmaler geworden waren, und daß der müde Zug um ihren Mund zugenommen hatte.

Mit einer Art von Ruck sprang er plötzlich von seinem Thema ab und sagte:

„Ich will Ihnen nur gestehen, Fräulein Stodton, daß ich diese Veränderung hauptsächlich um Ihre Willen vorgenommen habe. Sie passen doch gar nicht zu Ihren Kolleginnen drüben und müssen sich außerdem noch anstrengen, indem sie jene beaufsichtigen. Hier aber können Sie ohne weiteres auch einmal eine halbe Stunde ausruhen. Und das scheint mir nötig, da Sie ja auch zu Hause ziemlich angestrengt tätig sein müssen.“

Ruth wunderte sich immer mehr; aber sie fühlte die Freundlichkeit aus seinen Worten heraus und dankte etwas verwirrt. — Wer mochte ihrem Chef denn Mitteilungen über ihre häuslichen Verhältnisse gemacht haben? Doch nicht etwa Kurov?

Das schmale Zimmer, in dem sie nun hausen sollte, war behaglich eingerichtet; es wies außer dem Arbeitstisch und anderen Bureaumöbeln auch zwei bequeme tiefe Lehnstühle auf, zwischen denen ein Tischchen mit einer zierlichen Kaffeemaschine stand.

Herr Weder wies mit einem kurzen Nicken darauf hin. „Dies“, sagte er, „ist nicht mein Verdienst, sondern ich wurde dazu veranlaßt durch eine Freundin von Ihnen. Sie meinte, starker Kaffee wäre Ihre einzige Schwäche.“

„Franziska Sebius!“ rief Ruth, die Hände verwundert zusammenschlagend, (was für reizend kindliche Bewegungen sie zuweilen hat, dachte Herr Weder). „Ist es zu glauben? Aber wie kommt es, daß sie mit Ihnen . . .“

„Neben Sie gesprochen hat? Das ist nicht so wunderbar, wir sprechen uns zuweilen. Und sehen Sie, dort kommt sie eben selbst. Morgens um halb neun! Eine tüchtige Geschäftsfrau!“

Über den breiten Gartensteig, den man vom Fenster aus überblickte, kam in der Tat Franziska daher.

Sie hatte wie gewöhnlich die Hände in die Taschen ihres Jacketts versenkt, und ihre gespitzten Lippen ließen vermuten, daß sie leise vor sich hinpiffte.

Nun stiegen ihre scharfen, blauen Augen empor zu dem Fenster, an dem Ruth stand; daß dicht hinter ihr Weder Posto gefaßt hatte, konnte Franziska nicht sehen, sie vermutete es aber.

Lässig winkte sie Ruth einen Gruß zu, schlug dann wie ein Gase einen unerwarteten Pfad und begrüßte im nächsten Augenblick Hermann Kurov, der auf den kleinen Seiteneingang zu den Bureaus zusteuerte.

„So früh bei Wege, Frau Sebius?“ rief dieser mit seiner tiefen, immer ein wenig dröhnenden Stimme. „Was schafft uns denn die Ehre?“

„Geschäfte, Herr Ingenieur. Wissen Sie nicht, daß ich Herrn Weder ein Riesenterrain ablaufen will? Achtzig ganze Quadratmeter, die an meinen Hof stoßen, und auf denen ich einen Park à la Fürst Bückler anlegen will.“

Während sie sprach, ließ Kurov seine Blicke suchend über die große Hauswand gleiten, wo sonst zuweilen um diese Zeit Ruths blonder Kopf sichtbar wurde. Die Enttäuschung in seinen Augen amüsierte Franziska, und sie fuhr fort:

„Augen links, junger Mann! Oder eigentlich doch Augen geradeaus — zu mir hin, da ich, wie mir scheint, ja zu Ihnen rede. Denn dort rechts finden Sie doch nicht mehr den Stern, nach dem Sie ausschauen. — Das war es nämlich, was ich Ihnen sagen wollte — Fräulein Stodton sitzt von heute ab in dem kleinen Extrazimmer neben dem Chef. Natürlich hätten Sie das nachher ebenfalls erfahren; aber ich wollte Ihnen ein allzu überraschendes Gesicht vor Ihrem hohen Vorgesetzten ersparen.“

Ueberrascht und zornig genug sah er allerdings aus. Aber noch bevor er etwas Zusammenhängendes herausbringen konnte, fiel ihm Franziskas flinke Junge in die Rede.

„Gestern verhandelte ich mit Herrn Weder wegen des Gartenlandes. Wir sind ja alte Bekannte — er brachte das Gespräch auf Ruth — das tut er jedesmal, wenn er mich sieht — und ich beschloß, Ihnen einen Wink zu geben.“

„Einen Wink? Meinen Sie denn, Frau Sebius . . .“

„Ich hab' hier nur ein Amt und keine Meinung! Ueberhaupt kann man bei jungen Mädchen nie etwas sicher

meinen — oder man irrt sich meistens dabei. — Aber so viel weiß ich — einem andern lasse ich sie nicht, wenn ich's hindern könnte, und wenn ich ein junger Mann mit einer Zukunft wäre! Himmel, Herr Kurov, machen Sie doch nicht ein Gesicht wie Parsifal, der reine Tor! Weint das jemand sieht, glaubt er, ich wäre hochbegabt und Sie — das Gegenteil davon. Während es sich doch umgekehrt verhält! Adio!“

Sie war ebenso unerwartet verschwunden, wie sie vorher aufgetaucht war, und Kurov blieb wie betäubt zurück.

Aber so wenig er im allgemeinen Pflöchlichkeiten gewachsen war, so rasch konnten doch gelegentlich seine Entschlüsse sein, und so zielbewußt pflegte er sie dann auszuführen.

In seinem Kopf kreuzten sich wie blanke Klängen die Gedanken.

Erstens — er mußte Ruth heiraten oder zeitweilig unglücklich bleiben. Zweitens — Ruths Vater würde mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln gegen ihn arbeiten, denn seine fixe Idee und seine enorme Selbstsucht ließen ihn mit aller Gewalt einen reichen Schwiegerjohn begehren. Drittens aber — Ruth allein sollte, mußte, würde hier entscheiden. Und das heute noch!

„Bei Zeus!“ murmelte Kurov, als er bei diesem Schluss angelangt war, „Frau Sebius verdient einen Lorbeerkranz. Einen Orden! Ein Denkmal! — Ohne sie wäre ich vielleicht noch lange neben Ruth herketapert, ohne ein Wort zu sagen. — Und eines Tages hätte ich das Nachsehen gehabt! — Nun aber vorwärts, vorwärts!“

Er hatte die letzten Worte laut vor sich hingesprochen und damit das Ersauern Weders erregt, der vor einigen Minuten seine nublischen Morgengang durch alle Bureaus begonnen und zugleich mit Kurov dessen Arbeitsraum betreten hatte.

„Nun, nun.“ sprach er den Hereinstürmenden an, „Sie kommen ja wie eine Petarde! Halten Sie immer Selbstgespräche?“

„Nicht immer, Herr Weder. Nur zuweilen, wenn mir die Welt zu bunt wird. — Guten Morgen.“

„Guten Morgen! — Also ist Ihnen schon heute am frühen Morgen etwas so sehr Buntes begegnet?“

„Wie man's nimmt. Ich traf unterwegs einen alten Ziegenbock, der sich an den jüngsten Rosenfräuchern gütlich tat. — Das brachte mich auf.“

Herrn Weder war es, als ob ein feindseliger Ton aus den sonderbaren Worten seines jungen Angestellten klinge. — Aber er war sich nicht sicher und hörte überhaupt nur noch mit halbem Ohre hin. — Was gingen ihn schließlich die Stimmungen dieses jungen Menschen an.

„Herr Kurov“, sagte er, indem er auf eine Zeichnung auf dem Tisch wies, „das da ist phantastisches Zeug. — Bleiben wir nur bei unsern bewährten, alten Systemen, dann können wir getrost Schritt mit unserer Konkurrenz halten. Ich bin nicht für himmelstürmende Neuerungen.“

„Das da“ war ein von Kurov entworfener Plan, mittels dessen man eine gefahrlosere Grubenbeförderung für die Mannschaften einrichten konnte als bisher.

Kurov hatte sich monatelang mit der Idee beschäftigt, bevor er sie als reif und ausführbar vorgelegt hatte.

Jetzt mit einem Wort und einer Handbewegung seine Arbeit abgetan zu sehen, vermehrte seinen Grimm. Und der sonst so ruhige Mann vergaß, wie gleichmütig ihm in allgemeinen die Meinung der Leute war, und rief erbittert:

„Wenn jede Neuerung als Phantasterei angesehen werden würde, — ein netter Fortschritt für die Welt und die Kultur wäre das!“

Nun hatte Herr Weder die unangenehme Eigenschaft, sich über den Aerger anderer Menschen zu freuen, besonders dann, wenn er ihn hervorgerufen hatte, und wenn ihn ein Untergebener empfand.

„Warum erbojen Sie sich denn so?“ fragte er freundlich. „Fühlen Sie sich so besonders berufen, für die Welt und die Kultur zu sorgen?“

„Natwohl!“ entgegnete mit erzwungener Gelassenheit Kurov, „das tue ich. Und ich werde den Stempel der Väterlichkeit dafür mit Würde tragen!“

Dabei machte er eine kleine, so ironische Verbeugung, daß es nun Weder für gut fand, die Prinzipalsmiene aufzusetzen.

„Das interessiert mich nicht“, sagte er scharf. „Dagegen würde es mich sehr interessieren, heute endlich die Auszüge

aus dem belgischen Werke zu sehen, mit denen ich Sie vor mehreren Wochen beauftragte."

Wie ein Taschenspieler fuhr Kürow in die Rocktasche, holte ein starkes Briefluwert daraus hervor und entnahm ihm einige beschriebene Bogen, die er auf den Tisch legte.

"Hier sind sie," sprach er mit vollendeter Artigkeit. "Ich sollte sie bis zum Fünfzehnten abliefern. Heute haben wir den Fünfzehnten."

Weder nahm mit undurchbringlicher Miene die Blätter auf, warf einen Blick auf sie, wandte sich dann mit geschäftlichen Fragen an den eben eintretenden Kollegen Kürows und verließ gleich darauf mit seinem gewohnten, gemessenen Schritt das Zimmer.

Kaum war er fort, so warf sich Kürow auf seinen Stuhl, begann mit allen zehn Fingern auf der Tischplatte zu trommeln und piffte dabei leise durch die Zähne.

"Na?" fragte sein Kollege. "Hat's wieder einmal einen Strauß zwischen Ihnen gegeben?" — "Aussehen tun Sie wie ein petroleumgetränktes Pulverfaß."

Kürow schüttelte das mächtige Haupt. — Der verunglückte Vergleich seines Genossen hatte ihm einen Teil seiner guten Laune wiedergegeben, und er vermochte leicht natürlich zu lächeln.

"Wissen Sie, was mich wundert?" erwiderte er gemüthlich. "Daß der Alte mich nicht längst hinausgesetzt hat! Denn er kann mich nicht ausziehen, ebenso wie ich ihn. — Still, junger Dachs! Sie wollen mir sagen, daß mich Herr Alwin Weder braucht! — Und daß ebenso ich ihn brauche. — Sehr richtig! — Aber kein Mensch ist unerfesslich, und nicht einmal Halbgötter sind das! — Nebenbei bemerkt, glaube ich, daß sich unser Herr Chef nicht nur wie ein Halbgott, sondern wie ein ganzer vorfindet. — Und nun, was ist die logische Moral von meinen Worten? — Daß kommen wird einst der Tag, wo ich dem Ekel den Stuhl vor die Tür setzen werde. Basta!" —

Er stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, vergrub die Hände in seinem kurzgeschnittenen, aber dennoch beinahe undurchbringlichen Haar und versank in ein Nachdenken, aus dem ihn nichts, aber auch absolut gar nichts aufzuwecken vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Scherenfernrohr und in Feuerstellung während der Erstürmung der Feste Baur.*)

Von Leutnant Bock, Fuß-Art.-Batt.

Mahnvolle Tage, Tage des Schreckens, Tage der reinsten Siegesfreude waren unserer Division bechieden.

In kleineren heftigen Kämpfen hatten die Regimenter ihre Brauchbarkeit erweisen und jene Kriegstüchtigkeit sich erworben, von deren Größe die glorreichen Tage der Champagne-Vorstoßschlacht zeugen.

Welche Bedeutung der übermächtige Angriff der Franzosen am 25. September hatte, daß er eine Wendung des ganzen Krieges herbeiführen sollte, weiß alle Welt, welche furchtbaren Mittel, welche tobdringender Aufwand unserer Division entgegengeworfen wurden, weiß keiner, keiner kann das Heldentum würdigen, das deutscher Mut erzeugte, der nicht selbst die schweren Tage mitgeföhlt und miterlebt hat. Worte sind machtlos, jene Eindrücke wiederzugeben. Das glänzende Bestehen dieser gewaltigen Feuer-taufe verließ der Division den Ruhm, ehrendenk dessen die Heeresleitung sie an dem schwierigsten Frontabschnitt, dem heiß umstrittenen Fort Baur einsetzte.

Schon viel haben die Zeitungen vom Baurberg und seiner Feste gesprochen, wieviel teures Blut um diesen mächtigen Erd-bolof geschlossen, wie er schon in unsern Händen gewesen, aber im machtvollen Gegenangriff der Franzosen wieder entrisen wurde.

Welche Bedeutung das Fort für den Feind hatte, und daß er bereit war, diesen wichtigen Stützpunkt mit allen Mitteln zu halten, zeigt jener Gegenangriff, zeigt vor allem die Tatsache, daß auf dem Baurberg die meiste feindliche Infanterie und vor allem Artillerie der verschiedensten Kaliber konzentriert waren. —

Während feindwärts von den Berghängen eine fruchtbarere Ebene sich ausbreitet, in jugendliches Grün gekleidet, deren Flora von seltener Fruchtbarkeit und Leppigkeit erzählt, sriert mit lahltem Blick der mächtige Erdhaufen des Baurberges dem Beobachter entgegen. Grimme Natur ist auf ihm erstorben, hier sriert der Krieg mit seinem alles zerstörenden Gifthauch das Wort. Erdwall an Erdwall, Grabe an Grabe, nichts als Zerstörung. Rauchsäule an Rauchsäule türmt sich auf, die Erde, zu Klumpen geballt, rast durch die Luft und fällt klatschend nieder, Staubwölken, von Granatplittern aufgewirbelt, erheben sich vom Boden und ver-

*) Aus der Feldgrauen Kriegszeitung.

wehen träge im Winde. Oft ist die ganze Feste in Rauch und Eisen gehüllt, ein furchtbarer Ort des Verderbens. Und da, man kann es fast nicht glauben, wo der kleine Granathalm keine Lebensbedingung findet, in dieser Hölle liegt unsere Infanterie und hält aus, arbeitet und wacht, um den Feind gebührend zu empfangen. Hinter ihr steht die treue Schwester Artillerie, auch kampfbereit. Kanonen und Haubitzen, Mörser und Schiffsgechäfte strahlen drohend ihre schweren Hälse über die Deckung den Feinde entgegen, gierig durch den geringelten Schlund ihre furchtbare Macht zu führen.

Reißt vergeblich sucht der Feind mit weittragenden Geschützen die Batterien zu vernichten. Wo abse das Feuer in der Batterie liegt oder ein Schuß Kartuschen in glühender Flamme ausleuchtet läßt, sind emsige Hände zur Stelle, kracht es um die Geschütze, tritt keine Pause in der Feuertätigkeit ein, nein, es verstärkt sich die Tatkraft unserer Kanoniere, damit nicht der Feind seinen Erfolg am Stillstehen der Geschütze bemerke. Solche Beispiele der selbstlosen Tapferkeit gaben unsere Kanoniere. Vielen hat ihr Mut und die treue Pflichterfüllung das Leben gekostet, gar mancher stieß unter Tränen verwundet von den lieben Kameraden, mit denen er Freud und Leid durchlebt. Und in solchen Momenten flammte es im Herzen der Zurückbleibenden auf, den Schwur der Rache zu erfüllen. —

Kolonnen an Kolonnen rückte an, auf beschossenen Anfahrtswegen, die Trümmer und Leichen der Pferde, die am Straßenrand liegen, zeugen von ihrem Heldentum.

Alles war erfüllt vom heiligsten Pflichtgedanken. So kam der Morgen des Verschiedene neue Aufgaben hatten die Batterien tags zuvor erhalten und sich aufs genaueste eingeschossen. Auf unserer Beobachtung sah der Beobachter am Scherenfernrohr und spähte in die dunkle Nacht hinaus, wo er das Schießen feindlicher Geschütze erfassen konnte oder ob die Infanterie ein inhaltschweres Leuchtensignal hilfebittend ihrer mächtigen Schwester gäbe, die bereit stand, aus tausend Schlünden Verderben zu speien. Morgens, noch im tiefen Dunkel, erscheint der Batterieführer auf der Beobachtungsstelle. Neuen Feuerbefehlen, eigenartig zusammengestellt, soll sofort nachgekommen werden. Der Sachkundige weiß sofort, worum es sich handelt, heute soll Baur endlich unfer werden.

Und als hätten die Geschütze eine Seele, freudensprühend brachten sie feuersprühend in die Nacht, dem Feinde das furchtbare Eisen durch die Mäute entgegenjubelnd. Gleich Maschinengewehrknatter rast die Feldartillerie, Kollhalbe folgt auf Kollhalbe, die Haubitzen brüllen, während von hinterher die Mörser ihr Bedächtiges, aber verächtliches Lied singen. Das Donnern erhebt den Artilleristen, sieht er doch in Gedanken den Feind versagen, die eigene Infanterie in vollem Mut erglänzen ob solch mächtiger Beihilfe. Der Feind kommt nicht zur Bestimmung. Das Feuer, das unsere Stellung sonst mit unheilvollem Glücke des Feindes betroffen, setzt aus. Der entscheidende Zeitpunkt kommt näher, alles rast und tost mit Ausbietung aller Kraft.

4 Uhr morgens. Die Infanterie geht vor. Auf dem Baurberge rattern Gewehre und Maschinengewehre. Soll es glücken? Schon dämmert es im Osten. Doch die Sonne bleibt hinter den Wölfen versteckt, als zauderte sie, in diesem Schlachten und Bluten ihr morgenschönes Antlitz zu entschleiern. — Das Artilleriefeuer wird von 100 zu 100 Meter weiterverlegt. Man sieht im Geiste die brave Infanterie stürmen, immer vorwärts, vorwärts, ein mächtiger Trieb verleiht ihr Flügel, immer schneller, zu schnell, Leuchtstrahlen verlangen dringend Vorverlegen des Feuers. Jetzt weiß jeder, es gelingt. Brächtig arbeiten die Waffen zusammen. 4 Uhr 20 Minuten liegt unser Feuer weit hinter dem Fort, an diesem Punkte soll es bleiben. Das Donnern und Rollen der Geschütze legt sich. Alles erwartet sehnsüchtig den erwachenden Tag. —

Endlich ist er da. Das Land liegt klar vor mir: Fort Baur ist unser. Da, wo noch vor Stunden eine verräterische Bewegung sicheres Verderben bedeutete, laufen deutsche Soldaten in Scharen wie Ameisen umher. Mandt einer liegt unbeweglich. Mancher wird auf der Bahre getragen, nicht verzweifelt, nein, Sieg und Sonne senden ihre Hoffungsstrahlen in die Herzen der Armen. Alles flutet hin und her. Gröhnend ziehen die Infanteristen an den dampfenden Geschützen vorbei, rufen einander zu, Infanterie und Artillerie, beide Bezwingen des Forts.

Furchtbar soll es beim Feinde aussehen, erzählen sie. Meterhoch sollen unsere Granaten die Feinde zu Bergen gehäuft haben. Solche Worte vernahmen die Krieger im schwarzen Tragen gern. Infanterie und Artillerie haben ihr Höchstes gegeben, waren bereit, sich selbst zu geben. — So ist denen, die das Schicksal huldvoll umwachte, ein neuverdientes Leben erwacht. Das war ein Kampf um Baur! Nochmals schweifen die Blicke hinüber zur Feste, und man denkt der schaurigen Nacht. Da bricht durch die Wolkenwand ein Sonnenstrahl, trifft grell das Fort: Die Sonne deutet auf die ruhmvolle Stätte, die die 50. Infanterie-Division bezwang.

„Ein lieblich Speiß.“

Die warmen Sonnentage, die uns in diesem Jahre der Monat Mai ganz im Gegensatz zu seinem unfreundlichen und kühlen Vorgänger, dem April, in wahrhaft verschwenderischer Fülle bescherte, haben in großen Mengen die Weizen, Stangen, Sprossen — oder, wie man sie sonst noch in deutschen Landen nennen mag — unseres

Skizzen.

köstlichsten Frühlingsgemüses, ja eines unserer köstlichsten Gemüse überhaupt, an die Oberfläche gelockt. So ist der Spargel zu einem Preise, der in Anbetracht der letzten Kriegszeit und namentlich im Verhältnis zu anderen Gemüsen als geradezu niedrig zu bezeichnen ist, auf dem Markte zu haben. Die erste zuverlässige Nachricht über den Spargelbau in Deutschland finden wir bei einem der ältesten deutschen Botaniker, Hieronymus Bock, dessen Kräuterbuch in erster Ausgabe im Jahre 1839 erschienen ist, und in dem zu lesen ist: „Ein gemeiner Salat bei den Wälen und Hispaniern ist nammehr auch, wie andere Vederbisslein ins Teuffelndominten.“ Und dann weiter nennt Hieronymus Bock den Spargel „ein lieblich Speis“ für die Lefermäuler.“ Der gute alte Kräuter-Bock hat uns wirklich aus der Seele gesprochen. Mag man uns auch sagen, daß die Kohlrübe einen größeren Nährwert beiste als der Spargel, so werden wir diesem doch trotzdem immer den Vorzug geben, und wir wissen ihn jetzt auch als Nahrungsmittel zu schätzen. Er ist also nicht nur für die Lefermäuler „ein lieblich Speis“, „Der gut deutsch klingende Name Spargel ist aus dem lateinischen Wort asparagus hervorgegangen, dem wiederum der griechische Ausdruck asparagos zugrunde liegt. Das griechische Wort bezeichnet im allgemeinen jeden Pflanzenkeim oder -prozeß, der sich vor der Entwicklung der Mütter zeigt. Die Griechen haben das Wort zur besonderen Bezeichnung der Spargelprossen und dann zur Benennung der Pflanze überhaupt verwendet. Das beweist hinlänglich, wie sehr schon die alten Griechen den Spargel zu schätzen wußten. Unsere Mitvordenen haben durch die Bildung des so gut deutsch klingenden Wortes Spargel gezeigt, wie vorzüglich sie es verstanden, die aus einer fremden Sprache übernommene Ausdrücke einzuwandeln. Niemand sieht es auch an anderen Worten wie Keller, Kellner, Weichen usw. ohne weiteres an, daß diese aus der Fremde zu uns gekommen sind und daß ihnen lateinische Namen wie murus, cellarium und viola zugrunde liegen. Die Geschichte unseres Wortes Spargel offenbart uns auch die Geschichte der Kulturwandlung dieses wertvollen Gemüses. Dieses muß in Italien schon in recht alter Zeit angebaut worden sein, denn der ältere Cato, der 149 v. Chr. starb, gibt in seinem Buche über den Landbau bereits eine sehr ausführliche Anweisung zur Spargelkultur, die von der Art, wie heute Spargel bei uns angebaut wird, sich wenig unterscheidet. Weiteres über die römische Spargelzucht erfährt man aus der „Naturgeschichte“ Plinius des Jüngeren, aus der auch zu ersehen ist, daß zu dieser Zeit die Spargelkultur bei den Römern ungefahr zu der Höhe gelangt sein muß, die sie in der neuesten Zeit bei uns erreicht hat. Bei den schweizerischen Gallmännchen des Vorkultus sollen Spargelsprossen das beliebteste Gemüse zu — Nachtischungen gewesen sein. Bei uns sagt man der Ostpreußen eine besondere Leidenschaft für Spargelbisse nach, und man zitiert mit Vorliebe den klassischen Ausspruch eines Ostpreußen, der ohne Rücksicht auf seine Nachbarn sämtliche Spargelköpfe für sich in Anspruch nahm und entscheidend hinzufügt: „Aber Marmiden, das ist ja das Beste.“ Gegen die Richtigkeit dieser Bemerkung ist sicherlich nichts einzuwenden. Man tut aber den Ostpreußen bitter Unrecht, wenn man annehmen sollte, daß sie sich diese Erkenntnis etwa zur Nichtachtung ihres Handelns genommen haben.

Was beim Einkochen zu beachten ist.

Vorsicht beim Auflegen der Gummiringe. Zu fester Druck der Klammer schieb den Ring oft unter dem Deckel weg. Man kontrolliere vor dem Kochen genau die Lage.

Bei den jetzigen, weniger elastischen Gummiringen ist es ratsam, die Klammern erst nach nahezu völliger Erkalftung abzunehmen.

Bei Anwendung von benzoesaurem Natron soll dieses erst in Wasser zur besseren Verteilung aufgelöst werden.

Die Sterilisationsdauer beginnt erst von dem Augenblick an, wo die angegebene Temperatur erreicht ist.

Gläser, die aufliegende Deckel haben, dürfen nicht wie die mit abgeweisendem Deckel bis zum Rand gefüllt werden.

Gemüse müssen zweimal in Abständen, dagegen darf Obst nur einmal sterilisiert werden. Die Packung des Materials soll so dicht wie möglich gemacht werden. Es werden dadurch Gläser erspart.

Alle Gläser mit Marmeladen, Mus und Gelee müssen erst auskühlen, ehe sie geschlossen werden. Bei vorzeitigem Schließen schlägt die heiße Ausdünstung als Wasser nieder und führt das Verderben herbei.

Pergamentpapier muß, damit es schließt, durch kochendes Wasser gezogen und wieder getrocknet werden.

Die Schnur zum Binden muß ebenfalls naß gemacht werden, wodurch sie sich dehnt und hernach durch die Trocknung besser schließt. (Aus „Dies Blatt gehört der Hausfrau“.)

Schriftleitung: Fr. A. Zey. — Zwillingsdruck und Verlag der Preußischen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. R. Lange, Gießen.

— In Friedens- und Kriegszelten in Kamerun. Von Grete Kühnhold, Schwester des Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien. Verlag August Scherl, G. m. b. H., Berlin. Preis 50 Pfg. Schwester Grete Kühnhold erhielt im Jahre 1913 den Auftrag, an der Bekämpfung der Schlafkrankheit in den neuverordneten Gebieten Kameruns mitzuarbeiten. Raum hatte sie die weite Kreise von der Küste bis ins tiefste Innere der Kolonie, wo die Eingeborenen noch wie eine weiße Frau gesehen hatten, überstanden und sich in die neue Arbeit eingelebt, als der Krieg ausbrach. Anfangs konnten die Deutschen nicht glauben, daß entgegen aller Verträge unsere Feinde den Krieg auf die Kolonien übertragen würden. Doch ihre Hoffnung erwies sich als trügerisch. Nur hieß es die friedliche Arbeit ausgeben und Kriegsdienst leisten. Schwester Grete Kühnhold erzählt in dem vorliegenden Buche von all den Schwierigkeiten ihrer Kreuz- und Quersfahrten durch ganz Kamerun, von der hartnäckigen Verteidigungsarbeit unserer Truppen, von den Entbehrungen und Leiden der deutschen Familien, der Stimmung der Eingeborenen und der freundlichen Haltung der Spanier, auf deren Gebiet sich zuletzt die Deutschen in Sicherheit bringen. Ihr anschaulicher Bericht gibt ein klares und vollständiges Bild über die Vorgänge und Verhältnisse in Kamerun, darüber hinaus aber zeigt er uns das segensreiche Wirken fruger und tüchtiger Frauen, die auch fern der Heimat für Deutschlands Ehre ihre Kräfte einsetzen.

— Geschichten von Ludwig Thoma. Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo. Mit einem Bilde Ludwig Thomass. Einbandzeichnung von Felger. Preis vornehm gebunden 3 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Wer Ludwig Thoma's merkwürdiges Schaffen durch zwei Jahrzehnte verfolgt hat, der verknüpft mit seinem Namen unwillkürlich die Bilder jener schon klassisch gewordenen Typen, die, hundertfach verschieden gestaltet, in all seinen Büchern wiederkehren. Und schließlich wird er auch das Gemeinsame dieser Typen erkennen: die nüchtern gesunde Betrachtungsweise und die sich daraus ergebende stille Ueberlegenheit, mit der sie, vom Lausbuben bis zum alten Bauern, im Grunde dem Leben gegenübersehen. Diesen Typ will, gleichsam als eine Quintessenz der Thoma'schen Epik, der vorliegende Band aus der Menge seiner erzählenden Bücher herausheben. Walter von Molo hat die Auswahl getroffen; er, der selbst bayerischen Stammes ist, weiß sich dem Bayerndichter über alle Verschiedenheit des literarischen Schaffens hinaus eng verknüpft und berufen, dem roten Faden in Thoma's reicher Arbeit nachzuspüren. Dieser Absicht ist der Verlag durch den billigen Preis sehr entgegengekommen, billig besonders in Anbetracht der reichvollen und vornehmen Ausstattung, die manches dazu beitragen wird, dem Buch den gleichen raschen und großen Erfolg zu verschaffen, wie dem kürzlich erschienenen Lagerlöf-Auswahlband.

— „Deutsches Volkstum“ (der „Bühne und Welt“ 19. Jahrgang). Das uns vorliegende Heft enthält u. a. folgende Aufsätze: „Frühverzeiß“, „Die Philosophie des deutschen Idealismus und die neue völkische Kunst“ von Artur Hoffmann, „Der Kampf um das Dasein zwischen der deutschen Seele und der Volkultur“ (2. Fortsetzung) von E. W. Schleicher, „Die Kunst nach dem Kriege“ von Frhr. Hans von Wolzogen, „Max Reinhardt und das deutsche Nationaltheater“ von Wilhelm Piefer, „Berliner Theaterwinter“ von E. Th. Raempf, „Deutsche Kunstnote“ von Dr. Josef August Beringer, „Der Verband Deutscher Bühnenschriftsteller und Dr. Arthur Dinter“, „Exlibris von Paul Weber“.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W 9. Das 1. Heft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Kurt Münzer: Otto Rung; Otto Rung: Autobiographische Skizze; Ernst Barthele: In Sachen der Goetheschen Farbenlehre; Zustände in der katholischen Literaturkritik; Paul Feldkeller: Das neue Frauenideal; A. v. Weichen-Hausmann: Das zweite Stadium der Kriegsliteratur; — Echo der Bühnen — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Echo des Auslandes — Kurze Mitteilungen.

Pyramide.

- Konsonant.
- Fürwort.
- Geographische Bezeichnung.
- Teil von Häusern und Fabriken.
- Landwirtschaftliches Gerät.
- Webstoff und Pflanze.

Von der Spitze beginnend, ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines Buchstabens unter beliebigen Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Pfingststräufels in voriger Nummer: Sieg auf allen Fronten. (Sie, Gau, Gallen, Fronten.)